



ANDREAS
KNIERIM

BURNOUT
UND DANN:
KLOSTER

GESCHICHTEN AUS
DEM ARBEITSLEBEN

Burnout und dann: Kloster

Geschichten aus dem Arbeitsleben

von
Andreas Knierim

Inhaltsverzeichnis

Über dieses Buch	5
Über den Autor	6
Der Schrei	7
Money to burn	8
Burnout und dann: Kloster	13
So sinke ich	15
Am Krankenbett	16
Alles Denken	19
Von oben	20
Es geht los	22
Das Leben – jetzt. Und sofort	23
Und am Ende der Strasse war seltsamerweise nichts	27
Good thing	29
Ich bin aufgewacht	30
Tief unten mit voller Kraft voraus	31
Ich bin immer unterwegs	32
Business on demand und: Heimweh	33
Es war klar	36
Eine tiefe Ruhe	37
Smartphone	38
Der Fluch der Brombeere	39
Manager auf Reisen	40
Vom Gehen und Ankommen	43
William S. Flyers, Regisseur	47
Meeting in zwei Teilen	49
Mein kleines Casio-Tagebuch	51
Es gibt keine Zufälle	53
Könnt ihr mich hören?	55
Mein Haus, mein Auto, mein Boot	57
www.manager-burnout.de	58
Mehr Bank braucht kein Mensch	60
Beim Coach	61
Kalle	62
E-Mail für dich	65
Liebe	66
Hinweise zur Erstveröffentlichung	67
Kontakt	68
Impressum	69
Über den Autor	70
Kurztext	71

Über dieses Buch

Die Leiden der jungen und alten Manager, immer knapp vor dem Burnout: Verzweifelte Sinnsuche, Einsamkeit in Hotelzimmern und Liebkosungen des Smartphones. Die Figuren in diesen Geschichten haben rein gar nichts mit den schillernden Business-Typen zu tun, die die Medien bevölkern und uns vorgaukeln: »Wir haben alles im Griff!«

Nichts haben sie im Griff: Sie betteln, beim Coach übernachten zu dürfen, sie schreien in der Waschanlage, wollen während der Meditation den Klosterhonig vermarkten, reisen in der 1. Klasse und steigen niemals aus. Diese Arbeitstiere wollen endlich ankommen: »Eine tiefe Ruhe stellt sich. Ich atme. Ich atme ein. Aus. Ein. Ich halte inne. Es ist vorbei. «

In diesem Band sind alle Business-Geschichten versammelt, die Andreas Knierim von 1999 bis heute auf Webseiten, in Anthologien und unter Pseudonym veröffentlicht hat.

Über den Autor

Andreas Knierim, Jahrgang 1962, schreibt seit 1999 Kurzgeschichten und Romane. Er veröffentlicht Blogs auf seiner Website <http://www.andreas-knierim.de>.

Er wuchs mit einem Familienunternehmen aus der Baubranche auf und war als Nachfolger vorgesehen. Er entschied sich dagegen. Zuerst arbeitete er als Unternehmensberater, seit 1996 coacht er Menschen aus der Wirtschaft und begleitet Selbstständige und Freiberufler in ihrem persönlichen Wachstum und ihrer Berufung.

Von 2010 bis 2012 entschied Andreas Knierim - neben seinem Coaching - konsequent Zeit für das Schreiben zu reservieren. Er schrieb in dieser Zeit drei Romane, die als eBooks bei Amazon, iTunes, neobooks, epubli und eBook.de veröffentlicht sind: »Equinox Paradox«, »Delfinschlaf« und »Nichts. Tun. Inside documenta.«

Der Schrei

Eduard hatte sich auf diesen Moment exzellent vorbereitet: In seinem Groupware-Kalender fand sich zwischen 14.30 und 15.15 Uhr ein privater Termin, das Telefon und sein Handy waren auf Mailbox geschaltet – für Eduard das ultimative Notfall-Szenario. Achtzehn Minuten nach zwei ging er mit kurzem Gruß am Empfang vorbei, hielt seine Chipkarte an die Vereinzelungsanlage, das Drehkreuz gab den Weg frei und Eduard stand im Sonnenlicht.

Sein Wagen parkte im Executive-Bereich, was nur zirka drei Gehminuten vom Eingang bedeutete. Die gedämpfte Lautstärke im Inneren seines SLK ermutigte ihn, genau heute los zu legen. Es gab kein zurück, es musste geschehen.

Eduard war schon fast im Flow, sein Wagen zumindest floss bei konstant 55 km/h durch den Verkehr. Sein Blick ging durch die Panoramascheibe, sein Puls näherte sich 140 Schlägen. Aus seiner Fitnessstasche hatte er die Pulsuhr mitgenommen, sein einzigartiges Experiment sollte natürlich auch messbar sein.

Eduard bog in die Happywash-Straße ein, wählte das Rundumsorglospaket und wartete geduldig, bis der Waschstraßenmann die Voreinigung beendet hatte. Dann klinkte er sich in das Förderband ein und ließ das Lenkrad los. Von rechts und links, von oben und unten sprudelte das Wasser. Die Bürsten berührten seinen Wagen und im selben Moment begann Eduard zu schreien.

Er schrie, dass die Erde zitterte – wenn die Erde die Möglichkeit dazu gehabt hätte. Das Schild *Unterbodenwäsche* blinkte und Eduard veränderte die Tonhöhe seines Schreis in diesem Rhythmus. Die Felgenbürsten pappten synchron auf die Reifenkappen, Eduard steigerte die Lautstärke und seine Stimme schnappte fast über. In der Heißwachsphase musste Eduard Luft holen, es ging nicht anders, es wäre auch fast zu laut geworden.

Die riesigen Warmluftdüsen sprangen an, pusteten die Wassertröpfchen vor sich her und Eduard ging zum Schlusschrei über: eine Art Urschrei, so tief kam es aus ihm heraus, lauter und lauter, unerträglich laut. Puls 170, oh Gott, Puls 170 zeigte die Pulsuhr.

Die Düsen wechselten in eine Art abklingenden Brummtönen, der im Kino immer dann ertönte, wenn die Computer infolge der Übernahme durch Aliens unisono herunterfahren. Schließlich verstummten die Luftdüsen ganz, die Ampel am Ende der Waschstraße sprang auf Grün.

Eduard ließ seinen letzten Schrei ins Nirwana verklingen, legte den Wahlschalter seines Wagens auf *Drive* und reihte sich wieder in den fließenden Verkehr ein.

(2010)

Money to burn

Doro

»Denk wie ein Mann«, dachte sie gerade.

Und dann handelte sie gleich auch wie ein Mann: »Meine Herren, ich bitte Sie, mich von dieser Human-Resources-Aufgabe zu entbinden..«

Das war genau das Spiel, was die Männer in dieser Runde so liebten. Sie selbst nannte es in Gedanken das Kleine-Jungs-mit-der-Eisenbahn-Spiel. Sonst zählte sie zu den Gewinnern, aber diesmal wurde ihr Mini-ICE im Mini-Bahnhof vom Mini-Stationsvorsteher gestoppt: »Endstation, bitte alle aussteigen.«

Dorothea Kilian, intern Killer-Kilian genannt, drehte sich um und verließ den Meetingroom. Draußen vor der Tür machte sie eine Übung, die sie vor kurzem erst in einem ihrer Psychoseminare gelernt hatte - den Tag rückwärts laufen lassen und dabei ganz ruhig atmen. Rückwärts in ihr 100-qm-Büro, zurück zum Business-Lunch, mit federnden Schritten wieder ins Büro, wieder ins Morning-Meeting, raus und vorbei an ihren zwei Sekretären, in den Fahrstuhl, in die Tiefgarage, der Chauffeur hält die Türe auf und sie hüpfte mit dem Hintern zuerst ins Auto.

Weiter, immer weiter, zurück in die Loft, Espresso in die Tasse spucken, das restliche Wasser verschwindet im Duschkopf und sie liegt endlich wieder in ihrem Himmelbett und träumt den süßen Traum.

»Hallo Doro, aufwachen und denken« erinnerte sie sich ihrer einmaligen Realität, die Konstruktivsten nun einmal haben. Sie zog ihre Pumps aus und lief auf Strümpfen in ihr Büro zurück. In 10-Finger-blind tippte Doro ihre letzte to-do-Liste ins Netbook:

1. Bei der Abfindung soviel rausholen wie möglich.
2. Alle persönlichen Dinge im Büro zurücklassen (kein Pappkarton!).
3. Eine Abschiedsmail in Gedichtform schreiben.
4. Das tun, was ich wirklich, wirklich will.

Unter 1. verbuchte sie einen Porsche Panamera, einhundertdreißig ausbezahlte Urlaubstage und eine Barabfindung von 1,25 Millionen Euro – zahlbar wie üblich auf die Cayman-Islands.

Punkt 2. bedeutete das Zurücklassen von drei photogeshopten Familienbildern mit Fakes von Ehemann und Kindern, 23 potthässlichen Awards aus Stahl und Plexiglas mit zugehöriger Urkunde sowie vier gerahmten Kinderbildern mit dem Vermerk *Für Mama* - angefertigt von ihrer Nichte Nancy.

Punkt 3. klang so: »Liebe Freunde, es ist soweit, die Doro hat den Schneid. Und sagt Adieu, mon dieu. Streckt euch zur Decke, ihr lahmen Säcke.« Na ja, Dichter würde sie nicht mehr

werden.

Punkt 4. gestaltete sich allerdings als äußerst schwierig, denn Doro hatte sich zum letzten Mal mit elf Jahren gefragt, was sie wirklich, wirklich wollte. Dabei war das viele Geld, das sie nun besaß, eher hinderlich. Warum nicht daraus auch ein Spiel machen: Money to burn, das Ausgeben von Geld mit der Bedingung: Nichts bleibt zurück, es werden keine Werte angeschafft, es gibt keine Spendenquittungen und keine Ehrungen in Form von Büsten in Foyers.

Draußen, im Parkhaus, war es erstmal vorbei mit dem Spiel. Und vorbei mit ihren Kräften. Sie sank auf den Rücksitz ihres Panamera und schloß den Schlaf des Gerechten, ganz sanft lag sie da.

Als sie aufwachte, zeigt die erdfarbene Analoguhr am Armaturenbrett 3:03. Sie schlüpfte nach vorn, startete den Motor. Öffnete mit ihrer Chipkarte die Schranke und schmiss diesen Schlüssel zu allen Türen aus dem Fenster.

»Die nächste Begegnung ist immer die Beste«, war einer ihrer Grundsätze. Die Wahl dieser Stätten der Begegnung war von ihr allerdings immer hochmanipulativ gewesen. Sie musste sich eingestehen, auch diese Wahl diesmal dem Zufall zu überlassen. Wobei es Zufälle, das war ihre Lebenserfahrung, eigentlich nicht gab. Also folgendes Experiment: Radio an, beim Traffic-Jingle sofort parken, aussteigen und warten, was passiert.

Es passierte: Nichts. Da war keine Kneipe in der Nähe, kein Mensch auf der Straße, nichts. »Koste jede Sekunde dieses Augenblickes aus«, dachte sie in dieser lauen Mai-Nacht und sang ganz leise *I walk the line*.

Jeremias

Wenn es einen Gott des Kaffees gab, dann hatte er den Namen Jeremias. Er hatte es geschafft, inmitten von Kälte und ökonomischer Härte einen Ort der Heimat zu schaffen. Zum ihm kamen die Loser *und* die Gewinner, er behandelte alle gleich. Sein Coffeeshop Peace & Freedom hatte für das Bankenviertel inzwischen den Ruf eines anderen Planeten, auf dem es – richtig geraten - Frieden & Freiheit gab. Und damit gleich zwei Dinge bot, die es im Vokabular eines Börsenmaklers locker zum Unwort des Jahres geschafft hätten. Jeremias verlor nie ein Wort über den Namen seiner Kaffeebude, redete sich schüchtern raus, wenn gefragt wurde. Sein Frieden und seine Freiheit waren das wertvollste in seinem Leben geworden und seine Therapie der Verarbeitung der unverstellbaren Ereignisse gewesen.

Als er mit dem Auto die Straße entlang fuhr, konnte er sich an die Frau, die dort an der Ecke stand, sehr gut erinnern. Es gab keine Zufälle im Leben und so war dieser Mai-Nacht-Augenblick eben auch keiner. Zwei Menschen trafen aufeinander, die verschiedener nicht sein konnten. Und sie kannten einander, wenn auch in sehr unterschiedlichen Zusammenhängen.

Jeremias hatte Doro fast jeden Tag der Woche »getroffen«, zwischen den beiden die blankgeputzte Theke. Nur am Sonntag nicht, da blieb das Peace & Freedom geschlossen, obwohl er bestimmt genügend Kunden bei den 24/7-Workaholics gefunden hätte. Wenn Doro durch die automatische Tür kam, hatte sie diese besondere Autorität und diese einfachen

Wünsche: Doppelter Espresso machiato, kein Zucker – für sie natürlich keinen Zucker. Dazu der klassische Blaubeer-Muffin, den sie beherzt mit drei, vier Bissen verschlang.

Nicht, dass sie für den Espresso länger gebraucht hätte. Nur – sie stand danach nicht auf, sondern blieb sitzen, aufrecht mit ruhendem Blick auf ihm und seiner Arbeit. Das brachte ihn öfter so durcheinander, dass er Bestellungen vergaß oder, noch schlimmer, die falschen Getränke über den Tresen reichte.

Sie hatte ihn einfach im Griff. Und wenn er das Gefühl der vollkommenen Willenlosigkeit spürte, stand sie auf und ging mit raschen Schritten nach draußen, ohne ihre Jacke anzuziehen. Er schaute einen Moment nach unten, um Schaum auf einen Cappuccino zu geben, schaute wieder hoch, und zack, weg war sie schon. Diese Frau, aus der er auch durch genaues Beobachten nicht schlau wurde.

Und damit war sie eine Sonderfall der Sonderfälle, denn Jeremias lag selten schief: Sein 10-Sekunden-Blick war präziser als jeder Ganzkörper-Scanner, denn er berücksichtigte auch den wahren Kern des Menschen. In seiner neuronalen Datenbank gab es zu 99 % einen Treffer, der ihm alles über den Menschen verriet. Doro zählte leider zu dem kümmerlichen ein Prozent und lieferte kein Passepartout ihres Innersten.

Jeremias war geprägt durch sein Staunen über die Welt Das hatte ihn schon als Kind begleitet und war bis heute geblieben: Er schaute zu, wie das Leben in seiner Zartheit verstrich und sich zu immer neueren Höhen empor schwang. Er musste genau, dass Sekunden über Aufstieg und Fall in diesem Leben entschieden. Ein intuitive Bewegung, das Hervorschnellen eines Messer und der Treffer ins Herz, hatten das Leben einer Frau beendet und seines fast dazu. Jeremias hatte Buße getan für diese Millisekunden eines vollendeten Fehlers, seine alte Identität begraben und in eine neue geflüchtet.

Jeremiasdoro

Es gab keine Zufälle und deshalb wusste Doro schon lange, wen sie in dieser Nacht vor sich hatte – ihr Handy hatte es ihr verraten. In einem unbeobachteten Moment hatte sie Jeremias im Coffeeshop fotografiert, das Bild zum Server nach Cupertino-Campus geschickt. Die Gesichtserkennung hatte prompt reagiert, fleißig Daten verknüpft und ihr das Profil aufs iPhone zurückgemailt: Jeremias de Montis, 36 Jahre alt, wohnhaft in Frankfurt/M., Link zum Peace & Freedom-Shop und zu Facebook mit aberwitzigen 1.257 »Freunden.«

Die Datenbankabfrage zeigte seinen beruflichen Lebensweg von der Schule über vierzehn Arbeitgeber bis zur heutigen Selbstständigkeit. Eine lückenlose Aufzählung von Lebensstationen, die Doro aufhorchen ließ. In ihrem Leben hatte sie tausende von Lebensläufen gelesen und dieser hier war ganz klar frisiert. Und dieser Friseur war ein Profi gewesen, die zusammengewürfelten Unternehmen waren regelrecht komponiert und tänzelnden um ihren Helden der Virtualität herum.

Nur, das Faszinierende war, dass Doro diesen Peace & Freedom-Jeremias in dieser Nacht nicht wieder erkannte oder, besser gesagt, auch nicht wieder erkennen wollte. Zu sehr hatten die Zweifel an den Menschen ihre Beziehungen zerstört und schließlich zu totalen Einsamkeit inmitten einer riesigen Ansammlung von Humankapital geführt. Natürlich hatte sie, als Meisterin des *Futureprofilings*, die Prognose von Jeremias errechnet. Die Chancen seines

Shops waren im Rating bei starken 5,8, sein persönlicher Geduldskoeffizient bei kümmerlichen 3,1. In jedem Assessment hätte Doro diesen Jeremias de Montis hinter dem einseitig durchlässigen Spiegel eiskalt aussortiert.

Es gab nur eine Möglichkeit, nur ein Wagnis, was sie schließlich eingehen musste, um ihrem nagenden Alleinsein und dem wer-passt-zu-mir-Elite-Partner-Wahn zu entkommen: Jeremias vertrauen, ihre Zweifel über seine Vergangenheit beiseite schieben und ihn so lieben, wie er war. Auch wenn er wahrscheinlich ein Geheimnis hatte, das ihr schaden konnte, das sagte ihr der 8. Sinn des Chief Human Resources Officer. Sie hatte mit allem abgeschlossen, warum nicht gleich auch mit ihrem Leben. Das Risiko war gering, zurück wollte sie sowieso nicht mehr, nie mehr.

Und sie, die sich früher noch nicht einmal getraut hatte, das Synchronisieren ihres iPods zu unterbrechen, sie zog jetzt einfach den Stecker. »Let`s go, lass dich fallen, meine Freundin« war der einzige Gedanke, der noch zählte. Und sie war sich ganz sicher, dass sich die grenzenlose Schönheit in ihrem ganzen Körper ausbreiten wollte.

DoroJeremias

Sie gingen Hand in Hand die Straße entlang, Adam Smiths invisible hand führte sie schließlich ins Bankenviertel und zum Peace & Freedom, der schon von weitem zu leuchten schien. Sie tauschten die Rollen, er setzte sich auf ihren Platz und sie ging wie selbstverständlich hinter den Tresen, band sich eine Schürze um und setzte die Cappuccino-Maschine in Gang. Er beobachtete sie dabei, verglich ihre Bewegungen mit den seinen, belichtete das Bild doppelt und sah in seinem Film nur noch die Doro-Jeremias – ein Profi im Licht der Neonleuchten.

Dorothea hatte viele Jahre im Laden genau aufgepasst und diesen Augenblick exakt vorbereitet. Nur ihm wollte sie jetzt gefallen, mit ihm und seinen Bewegungen verschmelzen. Es gelang ihr auf so eine einmalige und schöne Art, dass Jeremias sofort die Tränen in die Augen schossen. Er zwang sich, seine Tränen laufen zu lassen, den Kloß im Hals wegzuatmen und die Reinheit des Momentes fast schwerelos zu genießen. Er steckte in einem Raumanzug und hörte nur seinen gleichmäßigen Atmen – aus, ein, aus, sein. Nichts gab es mehr zu verpassen, keine verpassten Gelegenheiten mehr zu bedauern. Jetzt war alles eins, herrlich und klar im Jetzt des Unmöglichen.

Und da war natürlich noch das viele Geld zum Verbrennen, big money to burn. Dunkel erinnerte Doro sich an einen Schokoladeneinkauf am Züricher Flughafen. Die Tafel sah aus wie ein Bündel 1000-Franken-Scheine (mit Goldprägung!), sie hatte sie gleich in der Flugzeugtoilette aufgegessen. »Ach, wie herrlich, wenn der alte Greenpeace-Spruch keine Gültigkeit mehr hätte«, dachte Doro, » und man herausfinden würde, dass man Geld doch essen kann!« Vom Volumen her ein lockeres 40-Gänge-Menü wie bei elBulli oben in den katalanischen Bergen, molekular aufbereitet, mit Liebe von den besten Kellern der Welt serviert und ratzfat aufgegessen. Sie sollte sich ans Telefon hängen und ihren alten Kumpel Ferran anrufen, der sicher gerade wieder über neuen Kreationen brütete.

Doro hatte schon seine kindliche Freude vor Augen, wenn er die Kosten von Schweizer Franken in Euros, besser noch in Peseten, am Holztisch in seiner Küche umrechnete. Und dann würde er lachen und lachen und lachen.

Epilog

Die weggeworfene Chipkarte fand übrigens ein Hund namens Perle. Sein Frauchen musste nur eins und eins zusammenzählen, wo dieses Ding passte. Sie bediente sich noch in der Nacht großzügig: zwei Beamer, eine Jura Impressa und ein Paar ulkige Pantoffeln mit Smiley-Gesichtern aus der IT. Der Security-Mann hatte - filmreif - gerade nicht auf seinen Bildschirm geschaut, als sie die Chipkarte gescannt hatte. Ein Fehler, der sich nur durch Löschen der Festplattenaufzeichnungen aus der Welt schaffen ließ.

»Echt, Chef, in diesem Moment gab es einen Harddiskcrash, Zufälle gibt es, die gibt es gar nicht.« Sprach's und ward gefeuert.

(2010)

Burnout und dann: Kloster

Erster Tag

»Guten Tag Herr Kelster. Willkommen im Meditationshaus. Sie haben Zimmer 21 im ersten Stock. Wir wünschen Ihnen einen guten Weg in dieser Woche.«

Einen guten Weg, wie das wohl gemeint ist. Mein Zimmer 21 ist karg, ein Bett, ein Tisch, ein Stuhl, ein Waschbecken. Klo und Dusche weiter hinten im Gang. Ich werde ruhig, ganz ruhig.

Jetzt geht es in die Stille. Es war einfach zu viel in den letzten Monaten. Dieser Druck, alles fertig machen zu müssen. Die Nächte durchgeackert. Der Arzt sagt: »Sie sind nur noch Sekunden vor dem Burnout. Jetzt müssen Sie pausieren.« Ja, und das tue ich jetzt, ich mache eine lange Pause von der Wirklichkeit. Ich bleibe eine Woche, mein Gott, eine ganze Woche. Ich bin so froh und glücklich. Abends noch eine Meditation und dann bin ich ganz bei mir. Ich schlafe schnell ein, schlafe wie ein Kind und gebe mich ganz hin.

Zweiter Tag

Ich bin ganz in der Stille, ich schweige, ich denke an Nichts. Das Frühstück ist herrlich, es schmeckt alles wieder. Dieser Honig ist so lecker.

Mein Gott, was könnte man daraus alles machen. Das Glas ganz schlicht, alles hell und klar, ein einfaches Etikett. Die Anzeige mit einem der Klosterbrüder, wir drehen den TV-Spot gleich hier im Klostergarten. Einstellung eins: Nichts, keiner im Garten. Einstellung zwei: Es nähern sich die Bienen. Einstellung drei: der fließende Honig. Dazu die Märchenonkelstimme: »Ja, es gibt ihn noch, den Klosterhonig. Und er ist immer noch so wohltuend wie vor 300 Jahren.«

Dritter Tag

Ich denke an Nichts. Ich bin ganz bei mir. Vergesse all meine Gedanken. Ich bin so ruhig. Ich gehe durch den Wald. Eine Gehmeditation, ich bin ergeben in meiner Übung.

Sehr schön, wie hier die Wanderwege nummeriert sind. Hm, was fehlt, sind eigentlich nur noch die Wanderkarten, selektiert nach Zielgruppen: der Gelegenheitswanderer, der konservative Marschierer, der Vollblutgeher, der Nordic-Walker. Sehr schön, gleich mit entsprechender Website, nur eine kleine Flash-Animation, alles pur: »Gehen Sie, wie die Menschen früher gegangen sind. Entdecken Sie das Geheimnis des Wanderns ohne Ziel.« Dazu GPS-Points mit Schatzsuche, Payback-Collecting-Möglichkeiten mit Premium-Upgrade.

Vierter Tag

Ich sitze und meditiere. Ich denke an Nichts. Ich bin im Hier und Jetzt. Ja, das ist gut. Im Hier und Jetzt. Ich denke an Nichts mehr. Meine Seele entspannt sich. Ich bin angekommen. Angekommen in der wunderbaren Welt des einfachen Lebens.

Vielleicht als Entspannungs-CD? Ja, genau, mit einer Kostprobe im neuen Brigitteheft. Als Serie »Aus den Klöstern der Welt – Brüder und Schwestern erzählen – alles

Originalaufnahmen.« Ich stelle mir das als Collectors-Edition vor, jede Woche eine neue CD. Begleitet vom stimmigen Mediamix mit Anzeigen in »Monopol« und »Psychologie heute«, TV-Spots in den Werbepausen von »Sieben Jahre in Tibet«, Events und Sponsoring.

Fünfter Tag

Ich bin allein in meinem Zimmer. Es ist so wunderbar ruhig. Ich bin ganz leer, keine Bedürfnisse, wieder gefüllt zu werden. Ich denke an Nichts.

Das ist wirklich mal ein Hotelkonzept. Schlichte Betten, viel Holz, zwei Bücher im Regal, »primitive-hotels – wir denken einfach, Sie denken einfach an Nichts.« Zur Promotion laden wir einfach (!) die Berühmtesten ein und bekochen sie schlicht mit Tim Mälzer, Sarah Wiener und Jamie Oliver.

Sechster Tag

Der Vortrag von Pater Anton. Ich gebe mich hin, ich höre nur zu, ich lasse alles geschehen. Ich bin - das Nichts. Seine Sprache erreicht mich.

Mein Gott, dieser Bruder Anton ist erste Sahne. Ich sehe ihn schon auf der Bühne, er macht diese Exclusive-Tour, nur durch die ganz wichtigen Städte in Europa. Alles ist dunkel, der Pater tritt in den Lichtkegel und beginnt zu sprechen. Alles ganz pur inszeniert. Dazu sein Buch »Der einfache Weg zum Glück«, von null auf eins bei Amazon, in Harry-Potter-Dimensionen dank der Vorbestellungen. Und, claro, Seminare, Workshops und Selbstcoaching-Glücksübungen.

Letzter Tag

Langsam beginne ich wieder, an meine Arbeit zu denken. Ich habe die Gedanken vermisst und dann doch wieder nicht. Wie herrlich es war, nichts denken zu müssen. Nicht immer gleich alles dem Markt zu opfern, alles einzuordnen zu müssen. Sondern einfach nur dazuzusetzen und vom erfüllten Nirwana durchströmt zu sein. Jetzt ist nach diesem Nichts wieder Platz für neue Ideen. Arbeit, ist komme.

Business-Results - Shortreview

Sowohl der Klosterhonig als auch die primitive-Hotelkette wurden ein Megaseller. Pater Anton hat zwar die Europatournee abgelehnt, am Buch schreibt er aber - plus Vertrag für die Fortsetzung. Die Wanderwege im Internet erreichen Google-Page-Rank 6 – kurz hinter dem Jakobsweg. Die Entspannungs-CDs haben gefloppt, der Markt war gerade mit Anselm-Grün-Hörbüchern verstopft.

Dank Axel Kelster ist die Einfachheit in die Produkte zurückgekehrt und hat globale Trends ausgelöst. Auch er hat diese Einfachheit verinnerlicht und verlebt seine Tage nun in der Abgeschiedenheit des Vierwaldstädter Sees. Seine Gedanken gehen gerne zur Klosterwoche zurück, die ihn so inspiriert hat. Sein Arzt hat ihm wieder zu einem Aufenthalt geraten.

(2006)

So sinke ich

So sinke ich dahin. Es ist nicht so geworden, wie ich es gedacht hatte. Trotzdem schön. Ich stehe in der Mitte und habe den 360-Grad-Blick - ich sehe und spüre ALLES um mich herum als Mittelpunkt, als Endpunkt, als Anfangspunkt dieses Planeten.

(2006)

Am Krankenbett

Er fühlte, dass sich eine Ohnmacht ankündigte. Neben ihm saß sein Kollege, sie schauten gemeinsam auf achtzehn Teilnehmer des Workshops. Sein Kollege sprach langsam, mit tiefer Stimme - die Anleitung einer Übung.

Dann die Ohnmacht. Nur kurz. Rasins Kopf sank nach vorn. Für die Teilnehmer musste es wie ein kurzes Einnicken ausgesehen haben.

Für ihn war es wie ein Blick in den Tod. Er kam wieder zu Bewusstsein, entschuldigte sich. Verlies den Raum. Rief seine Frau an.

»Könntest du mich zum Notarzt bringen?«

»Es ist wohl besser, gleich ins Krankenhaus zu fahren.«

Wie immer wusste sie bereits, dass es ernst war. Auch er hätte das eigentlich wissen müssen.

Ein Stunde später lag er schon im OP. Blinddarm – kurz vor dem Durchbruch. Die junge Ärztin hatte routiniert seinen Bauch abgetastet. Er hatte an der richtigen Stelle geschrien. Sie hatte, wiederum routiniert, mit dem OP telefoniert.

Als Rasin am Abend im Patientenbett erwachte, hatte ihm seine Krankenversicherung ein ganz reales Dreibett-Zimmer beschert. Das Bett am Fenster war leer, dann folgte ein Koch mit ebenfalls Blinddarm, dann er. Warum lagen weder er noch der Koch am Fenster. Fensterplätze waren doch die begehrtesten oder?

Als er dringend pinkeln musste, wurde er sich seiner privilegierten Stellung bewusst. Der kürzeste Weg zum Klo war das Kriterium für den besten Bettstandort, nicht die Aussicht aus dem Fenster. Er schaffte es mitsamt Schläuchen, aufgehängtem Tropf und Ständergerüst bis kurz vor die Klotür. Dann blendete ihn das Licht vom Gang, die Nachtschwester funkelte ihn an: »Warum haben Sie nichts gesagt?«

Ihm fiel keine passende Antwort ein, denn in den letzten dreißig Jahren hatte er keineswegs irgendjemand gesagt, dass er aufs Klo musste. Er war einfach gegangen.

Die Schwester begleitet ihn zum Bett zurück, reicht ihm die Plastikflasche. Er zwängte seinen Penis hinein, die Flasche füllte sich mit warmer Flüssigkeit, was sich gar nicht so unangenehm anfühlte. Die Bettdecke kaschierte den Akt der Entleerung. Die Schwester hatte am Ende des Bettes gewartet. Den Blick abgewendet. Er dankte ihr für diesen Erhalt an Restwürde. In Stille danke er ihr dafür.

Die Flasche musste schließlich wieder an der Oberfläche, gelb gefüllt. Die Schwester war an die Seite des Bettes herantreten und übernahm die Entsorgung. Lächelt sie dabei? Oder hatte er schon Engelsvisionen?

In der Nacht erwachte er immer wieder, befühlte den Verband an der rechten Seite seines

Bauches. Vergewissert sich selbst ob der Sinnhaftigkeit seines Aufenthaltes in diesem Hospital.

Als Rasin das nächste Mal erwachte, hörte er Stimmen. Nein, er hörte ein Gespräch. Sicher besprach sich das jüngste Gericht über seinen Fall. Er lauschte, um ja nicht die Entscheidung zu verpassen.

»Hörst du, du musst in die Bank gehen. Die Commerzbank in der Berliner Strasse. Dort gehst du in den Tresorraum. Hörst du, in den Tresorraum.«

»Ja, in den Tresorraum.«

Doch wohl nicht das jüngste Gericht, was sich hier beriet. Vielmehr sprach einer, der in nächster Zeit wohl vor dieses treten wollte oder musste.

»Verlange das Schließfach von Belling. B-e-l-l-i-n-g. Kapiert?«

Wimmern und Zustimmung der Dialogpartnerin.

»Sie fragen dich dann nach dem Passwort. Es heißt DER KÖNIG VON ST PAULI. Verstanden? Wiederhol' es.«

»Belling. Der König von St. Pauli.«

»Braves Mädchen. Mit der Mappe gehst du zu Knut. Er weiß dann schon Bescheid.«

Der Mann am Fensterkrankenbett stöhnte. Die Mädchenstimme schluchzte.

»Und das machst du, falls ich morgen nicht mehr da bin.«

Weiteres Schluchzen, dann die gepresste Stimme: »Dann schlaf jetzt mit mir, noch ein letztes Mal.«

Rasin bemühte sich sehr, ruhig zu atmen. Zumindest um damit nach außen die Illusion zu vermitteln, er schlafe den Schlaf des Gerechten.

»Sag mal, bist zu beknackt? Selbst wenn ich einen hochkriegen würde, die Schmerzen würden mich fertig machen.«

Zustimmendes Gewimmer. »Dann blas' ich dir einen.«

»Verschwinde jetzt. Du kennst meine Anweisungen.«

Rasin hielt seine Augen geschlossen, so sehr er sich auch wünschte, das Mädchen mit den freundlichen Angeboten zu Gesicht zu bekommen.

Sein Wunsch wurde am Morgen erfüllt. Kurz nach dem Wecken um 6.30 Uhr erschien eine Blondine mit kleinem Hintern und hohen Wangenknochen. Die Schwestern motzen vom Flur, sie aber stürzte zum Fensterkrankenbett, beanspruchte dabei kaum Platz auf der Bettkante,

hielt die Hand des Kranken.

Rasin hatte diesen Kranken zuvor freundlich mit »Guten Morgen« begrüßt, aber nur Schweigen geerntet. Hatte der Koch neben ihm ebenfalls den Benutzernamen, das Passwort und das Koitusangebot wahrgenommen?

Der Koch schwieg. Weiser Koch.

Die Welt schien an der Fensterseite wieder ein Stück heiler zu sein, die Gespräche zwischen dem Kranken und der Blondine beschränkten sich auf Arzt Diagnosen und Entlassungsaussichten.

Als Rasin die Commerzbank in der Berliner Strasse betrat, verspürte er ein Prickeln, das er seit seiner Kindheit nicht mehr verspürt hatte. Lächelnd zeigt man ihm den Weg zum Tresorraum, ein streng blickender Bankangestellter fragte ihn, Belling, nach dem Passwort.

Als er allein vor dem geöffneten Schließfach stand, die Mappen in den Händen, rieselte ein Bächlein mit Schweiß seinen Rücken hinunter. Verschwand hinter dem Gummi seines Slips. Zwischen dem vierten und fünften Wirbel war ein winziger Spalt verblieben. Durch diesen Spalt lief der Schweiß weiter in seine Po-Ritze und sammelte sich dort.

Rasin widerstand der Versuchung, sich am Hintern zu kratzen. Schlug die Mappe auf und las. Schlug sie wieder zu und versenkte sie in der mitgebrachten Aktentasche. Der weitere Inhalt des Schließfaches verschwand ebenfalls in der Tasche: eine Walther-PPK, 180.000 Euro Bargeld (wie die Banderolen verkündeten), ein Reisepass, ein Schlüssel für ein Bahnhofschließfach (als Zugreisender war ihm das Schlüsseldesign der eingepprägten Nummer in weichem Aluminium vertraut), ein Medion-USB-Stick mit der Aufschrift 64 GB und ein schwarz/weiß-Ausdruck eines Passbildautomaten, auf dem ein Mädchen Grimassen schnitt. Ein Mädchen mit hohen Wangenknochen.

Mit einem kurzen »Wiederseh'n« verließ er den Tresorraum. Auf der Treppe fragte sich Rasin, ob ein Abschiedsgruß hier wirklich angebracht war oder seine Tarnung verraten würde. Belling hätte sich niemals verabschiedet, so viel war klar.

Im Coffeeshop gegenüber erinnerte sich er daran, wie es war, wieder regelmäßig zu atmen. Der doppelte Espresso mit Nussaroma verstärkte das Zittern seiner Hände. Noch nie vorher waren eine Pistole, soviel Bargeld und das Bild einer schönen Frau in seinem Besitz.

Ohne einen Moment zu zögern hatte er dort unten in den Commerzbank-Katakomben alles in die Aktentasche geräumt. Der Beginn des wirklichen coolen Lebens deutet sich mit dieser Wischbewegung an. »Lässig, fast gelangweilt« beschrieb es später ein Polizist, der die verpixelten Aufnahmen der Überwachungskamera auswerten musste.

(2012)

Alles Denken

»Wenn ich alles Denken kann«, dachte sich Steve, »dann kann ich auch alles verwirklichen.«

Nicht schlecht für einen Drehbuchschriftsteller und Regisseur, der schon alles geschrieben hatte, was Erfolg versprochen hatte. Eine Figur zum Leben zu erwecken, war wie Gott spielen zu dürfen. Mit Gottes Erlaubnis natürlich.

Gut. Nennen wir ihn Hermann, nein, Richard, nein: Thomas. Thomas, Tommy, wie ihn seine Freunde nennen dürfen, hat seinen ersten Burnout schon mit Anfang dreißig hingelegt. Das dürfte ein Rekord in der Geschichte des Real-Life-Business sein, denn wir sprechen hier von einem astreinen Burnout wie Klinik und so. Ein wunderschöner Morgen, fünfuhrdreiundvierzig mit Bauchtraining, Yogameditation und lautem Vorlesen der Tagesziele. Biken zum Office (Helm!), mit dem Fahrstuhl (Helm unter dem Arm!) in den dreiundzwanzigsten und zum Sonnenaufgang pünktlich an der Panoramascheibe mit einem caffè lungo stehen. Und dann ganz gepflegt zusammen brechen auf dem hübschen Stäbchenparkett.

Oder, nennen wir sie Claudia, Verena, nein: Konstanze. Bei ihr hilft rein gar nichts mehr, damit das Leben noch Sinn ergeben würde. Qua Position bekommt sie nur ein mittelschweres Dell-Notebook, das ihre Haltung mit den Jahren vom vielen Schleppen versaut hat. Ihrem Osteopathen fällt auch nur ein, Notebooktasche und Handyhalten öfter mal zu wechseln, »So gewinnen Sie wieder Ihre Balance.« Von Balance verstand sie mehr, als sie sich eingestehen wollte. Alles war balanciert, das Work, das Life. Nur die Erlösung, die Erleuchtung, das höhere Selbst war ihr trotz 27 Coachingsitzungen nicht vergönnt.

Steve lehnte sich zurück und war entspannt wie der der Feuerwehrmann im Löschzug, der, zurück vom Einsatz, ohne Sirene gemütlich durch den Feierabendverkehr zuckelte. Gar nicht so schlecht, das Schreiben am Subnote hier im Klinikbett. Brauchte ja keiner zu wissen, das Tommy und Steve Brüder im Geiste waren, denn was wollte er mehr, als endlich mal auszuspannen. Vielleicht mit einer schmucken Krankenhausserie?

(2009)

Von oben

»Geht das überhaupt?«

»Geht was überhaupt?«

»Na, das Leben von oben, von ganz oben zu betrachten. So irgendwie außerhalb von meinem Körper, wie nach einem Unfall, von oben eben.«

Robbie hatte das immer schon. Absurde Gedanken, während wir bei Essen saßen oder im Zoo unterwegs waren. Im Zoo, weil wir da als Kinder immer hingingen, ins Aquarium, zu den Zebras, den Affen und Giraffen, so was.

»Hey hallo, wo bist du denn schon wieder? Ich wollte dir doch erzählen, wie das Leben von hier oben aussieht.

Das schöne Leben von oben ist von hier oben eben nicht schön. Und auch nicht schrecklich. Es ist einfach, es kommt ganz gut ohne jede Art von Wertung aus. Es ist so da, so einfach da, dass ich schon Angst kriege, so da ist es manchmal.

Das Leben ist einmal ganz neblig, dann wieder grell und schnell und dann wieder in Slowmotion, sodass ich jeden Atemzug durch die Lippen gleiten sehe.

Dann ist es so laut, also ob 'laut' als Lautstärke gar nicht laut genug wäre. Von überall kommen die Töne, die Stimmen, das Quietschen von Bremsen auf Autobahnen, das Splintern von Glas, das Geräusch von Köpfen, die durch Windschutzscheiben rauschen, wirbelnde Körper und Autos, die sich um ihre 'Hochachse' drehen. Das sagt der Experte von oben, ganz nüchtern sagt er das.

Und dann ist Leben gerade wieder leise, wie zwischen zwei Liedern auf dem iPod. 'Ach, wieso kommt da nix?' Und dann kommt doch etwas. Die Stimmen verstummen im Kopf, die Unendlichkeit der Ruhe hat plötzlich Raum.

Und von oben ist diese Ruhe kaum zu entdecken, da zwischen dem ganzen Lärm. Auf dem Navi würde ich gleich 'Position merken' drücken, aber es geht einfach zu schnell vorbei.

Und von oben das Leben winzig klein und riesengroß. Es ist im Arsch oder wunderbar oder jämmerlich oder bigger-than-life.«

»Na, bleib` mal auf dem Teppich, sonst fliegt das Leben mit dir da oben hin, ob du willst oder nicht.«

»Das, mein Freund, kannst du dir nicht aussuchen. Der große Plan, das höhere Ganze, liegt sowieso außerhalb unserer Vorstellung. Wäre doch auch furchtbar, wenn wir schon alles kennen würden.«

»Aber Moment mal, jetzt sehe ich auch etwas: Es *ist* das höhere Selbst. Ich sehe es ganz deutlich, es steht da unten neben mir. Das ist seltsam, ich sehe, dass ich es nicht sehen kann.

Ich stehe dort und gucke in die andere Richtung. Das höhere Selbst will mir etwas sagen und ich merke es nicht.«

»Und, hast du eine Ahnung, was es sagen will?«

»So was im Sinne 'Genieß' dein Leben, es ist genau richtig im Moment, du wächst'. Und es steht jemand neben mir. Ich fühle es aber mehr, als ich es hören kann.«

»Na, dann ist es ja alles gut.«

(2010)

Es geht los

Und dann fing plötzlich alles auf einmal an. Sein Gehirn sprengte sich selbst vom Platz, um etwas Neues zu schaffen. Jetzt geht's los, jetzt geht's los.

Er hatte über 30 Jahre Geschichten gesammelt und jetzt mussten sie raus aufs Papier:

Die U-Bahn fuhr langsamer und langsamer und hielt schließlich an. Das Licht flackerte und ging dann ganz aus. Auf der Netzhaut verloschen die noch kurz vorher gespeicherten Gesichter und wurden von Dunkelheit abgelöst. Und, blink, die ersten Feuerzeuge gingen an und wieder aus.

Verzweifelte Versuche, das Licht zurück zu holen. Aber zu spät, der Strudel der Zeit schlug unerbittlich zu und katapultierte Esther zurück in ihre Kindheit zu ihrer Geburt und immer weiter bis schließlich in die Zeit, als das Geheimnis ihrer Herkunft entstand.

(2009)